

»Ein großes Jenseits«

Eindrücke in Lorsch

Von Hans Maier

Landschaft

Der Zeitgenosse kennt den Lorsch'er Bienensegen. Was weiß er sonst von Lorsch? Eine kleine Stadt in Hessen nahe der Bergstraße, der römischen *Strata Montana*, die östlich vorbeiläuft; im Westen die alte Straße nach Gernsheim und Mainz, die heutige Autobahnstrecke; nach Osten führt, erinnerungsschwer die Siegfriedstraße, weiter nördlich die Nibelungenstraße. Wir sind im oberen Rheingau. Worms ist nahe. Hier suchte Karl Simrock 1851 dem Ort, wo der Nibelungenhort in den Rhein versenkt wurde – vergeblich, denn der Strom hatte längst die Dörfer weggespült, die das mythenhafte Lied als Steckbrief nennt. Noch erinnern Namen wie Gunterblum und Hagenwerth an die Topographie der Nibelungensage. Der Altrhein greift weit ins Land hinein. Da ist das Ried, von Elisabeth Langgässer beschrieben, die Vögel und Pflanzen des Altwassers, die Büsche mit Hexenzwirn und Baumrebe, darüber Pappeln, Weiden und der Wormser Dom – eine Landschaft von »rauschhafter Klarheit«. Lorsch hängt über die Weschnitz, die früher wasserreicher war als heute, mit dem Rheinsystem zusammen, Neckar und Main sind nicht fern. Hier liegt das Zentrum des Alten Reiches, die *vis maxima regni* – und folgerichtig wird das Kloster in der folgenden Zeit, unter Karolingern, Ottonen und Saliern, zu einem geistigen und politischen Mittelpunkt der Zeit.

Die Anfänge freilich sind bescheiden. Der erste Bau duckt sich in einer Einöde zwischen zwei Weschnitzarmen, inselhaft im Fluß wie das frühe Niederaltaich in Bayern – ein geistlicher Brückenkopf rechts des Rheins, wo es damals noch kaum Klöster gibt. Lorsch beginnt als Eigenkloster einer gräflichen Familie. Früh steht es im Zusammenhang mit anderen fränkischen Klostergründungen im Stammgebiet der Karolinger. Von Gorze aus besiedelt, vom Metz'er Erzbischof Chrodegang ein wichtiges Jahr lang geleitet, wächst es rasch in die sich bildende fränkisch-aristokratische Reichsorganisation hinein – ein jüngerer Klostertyp, in dem benediktinische Reformimpulse mit fränkischer Systematik im Aufbau geschlossener Herrschaftsgebiete verschmelzen. Fulda und die Reichenau, frühere Gründungen, liegen schon zurück, sie werden in dieser Zeit eingemeindet, frankonisiert, und während die Erinnerung an die großen frühen Christusboten – Pirmin im Süden,

Winfried-Bonifatius im Norden und Osten – verblaßt, entwickelt sich in Lorsch das Neue: Immunität und Königsschutz, das Patrozinium des römischen Martyrers Nazarius, lauffeuerartig am Rhein sich ausbreitend, Neubau und Weihe der Kirche, die nun außerhalb des alten, eng gewordenen Stammsitzes steht. Der Dotation durch den Krieg gehen voraus und folgen unzählige Schenkungen, ein riesiger Streubesitz entwickelt sich von Holland bis zum Oberrhein, Grundlage für das Aufblühen von Kunst, Literatur und Wissenschaft. Mit dem Frankenreich, der »Achsendrehung der Weltgeschichte nach Norden« (H. Pirenne), steigt Lorsch als Reichskloster zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung empor – und es sinkt, als die übernationalen Bindekräfte jenes Reiches schwächer werden.

Reichskloster

Der Zeitgenosse hat möglicherweise von einem Kloster im frühen und hohen Mittelalter allzu spiritualistische Vorstellungen. Er denkt an Mönchsgesang, spekulative Theologie und literarisch-künstlerische Kultur. Dies alles gibt es selbstverständlich in Klöstern, auch in Lorsch. Aber die feine Essenz monastischer Tätigkeiten in Gestalt bemalter Codices und Evangeliare ist nicht alles. Die materiellen Grundlagen sind kräftiger und breiter. Ein Kloster dieser Zeit ist kein *réduit* für Ästheten. Es ist kein Freiraum geistiger Muße innerhalb einer durch politische Macht befriedeten Welt, vielmehr muß es sich Freiheit und Muße erst schaffen – durch Macht. So nehmen die Klöster an Grundakten der Landnahme und Staatswerdung teil: an Rodung; an Befestigung; an der Stellung von Kriegern, der Verwaltung von Gütern, an Wirtschaftsexpansion und Erschließung von Steuerkraft. Vergessen wir nicht: das abendländische Kloster dieser Zeit, geprägt durch die Regel Benedikts, ist ein *oikos*, ein wirtschaftlich autarker, nach außen abgesicherter Raum, eine staathaft-geordnete Verdichtung des Lebens in einer Epoche dünner Siedlung, schwankender Herrschaft, fließender sozialer und kultureller Verhältnisse. Klöster in dieser Zeit sind nicht Rückzugsgebiete. Sie sind auch nicht einfach, wie es dem heutigen Betrachter scheinen mag, Residuen spätantiker Kultur in einer Zeit des anarchischen Aufbruchs und Übergangs. Viel eher sind sie Vorposten. In ihnen entwickelt sich religiöse Kultur auf dem harten Grund politischer Selbstbehauptung in einer unfriedlichen Zeit: kein Zufall, daß allenthalben, wie auf der Weschnitzinsel, schwer zugängliche Gebiete für den Beginn solcher Unternehmen ausgesucht werden.

Benedikts Regel hatte, entgegen dem spätantiken Ideal des philosophischen Lebens, die Zweiheit von Gebet und Arbeit in den Mittelpunkt des Ordenslebens gestellt. Eben hierdurch überwand sie ein Mönchsideal reiner Beschauung, *theoria*, in der antike Affekte gegen den *Banausos*, den arbeitenden und erwerbenden Menschen, fortlebten. Individuelle und soziale,

theoretische und praktische Seite des Lebens sind bei Benedikt zu einer neuen, spannungskräftigen Einheit gebracht. Hierin liegt ein Grund für die weltgeschichtliche Wirkung seiner monastischen Normen. Gewiß darf man den Gründer von Monte Cassino nicht zum Vorläufer moderner Arbeitshaltungen, einer innerweltlichen Askese machen; Arbeit wird nicht an Stelle der Muße und Betrachtung gesetzt. Aber sie erhält einen Platz in der aszetischen Praxis; sie wird ein Mittel geistig-sittlicher Bildung. Sie wird programmatisch in das christliche Streben nach dem Heil der Seele einbezogen als »Bindeglied zwischen Welt und Askese« (F. Prinz). Damit verschiebt sich ein jahrhundertealter Wertekanon: Arbeit ist nicht mehr reine Mühsal, *labor improbus*, und Muße ist nicht unbedingt und in jedem Fall ein der Arbeit vorzuziehendes Gut. Denn es gibt neben dem notwendigen *otium*, so weiß es Benedikt, auch die *otiositas*, den Müßiggang als Feind der Seele. Herausfordernd taucht der neutestamentliche Satz, »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen« in Mönchsregeln auf. Landarbeit, Roden, Forstwirtschaft, Garten- und Landschaftspflege, Bauen werden in den mönchischen Tageslauf einbezogen. In den Ausbauräumen fränkischer Macht wirken rodende und missionierende Mönche als Pioniere, und ihre Arbeit leitet den riesigen mittelalterlichen Landesausbau ein, dessen Ergebnis die Siedlungs- und Landschaftsgestalt Europas auf Jahrhunderte prägt.

Klöster wie Lorsch rücken so von selbst in wirtschaftliche, kulturelle, dynastische und politische Zusammenhänge ein, die weit über die örtliche Wirksamkeit eines Konvents hinausführen. Sie sind Knotenpunkte in einem geschichtlichen Netzwerk, das sich enger und enger knüpft, bis jene verwaltungsmäßige, wirtschaftliche, geistige Durchdringung erreicht ist, die wir mit dem Begriff des modernen Territorial-Staates verbinden. Es wäre aber zu einfach, wollte man die fränkischen Klöster dieser Zeit nur als Instrumente politischer Herrschaftsbegründung und -stabilisierung sehen. Gewiß, das Charisma der Klöster dient auch der Sanktionierung von Herrschaft in einer Zeit, in der alte Geblütsheiligkeit verfällt und neue, rationalere Legitimierungen vordringen in einer vom christlichen Glauben geprägten Welt. Heiligenverehrung in Sippenklöstern des Adels hat stets auch eine politische Seite, vor allem dann, wenn die Klosterinsassen sich aus dem Adel rekrutieren und auch die Heiligen aus den eigenen Reihen kommen. Aber das ist nicht alles. Gotteslob, Fürbittgebet, Bildung von Geistlichen, literarische und kulturelle Tätigkeit der Klöster schaffen rings um die herrschaftliche Sphäre eine neue Dimension. Sie erweitert sich im Lauf der Zeit – im gleichen Maß, in dem vor den Toren und Ländereien draußen eine staatlich befriedete Gesellschaft heranwächst. Jetzt können die Klöster ihre Wehr-, Kultur- und Wirtschaftsaufgaben abbauen, delegieren. Sie können sich *aufs Religiöse* konzentrieren – das erst jetzt als eigener, dem Gesetz des *primum vivere* enthobener Kosmos hervortreten beginnt. Sie können die Zeit in die

Schranken fordern, dürfen provozieren und kritisieren, ohne selbst für die Folgen ihres moralischen Tuns politisch voll einstehen zu müssen. Kurz, sie werden zu einem Element der Kirchen- und Politikreform – moralische Gewichte jenseits des politisch-administrativen Instanzenzugs.

Die Reichsabtei Lorsch ist diesen Weg, der zu den Reformorden des Investiturstreits führt und von da zu den Bettelorden des Hoch- und Spätmittelalters mit ihrem bürgerlichen, volkspädagogischen Empfinden, nicht mitgegangen – sie konnte ihn nicht mitgehen. Sie bleibt gebunden an das fränkische und ottonische Modell, an die Gemengelage politischer und kirchlicher Gewalten in der Reichsverfassung – an jene Zeit, in der ein Chrodegang ebenso Abt von Lorsch wie Erzbischof von Metz wie Kanzler des Reiches sein konnte, in der das Übernationale ebenso dominierte wie der Zusammenklang von Kirche und weltlicher Ordnung in der einen *ecclesia*. Das ist die Größe von Lorsch wie auch seine Grenze. Es hat keinen Niedergang erlebt wie andere Klöster. Es verschwindet einfach, als seine Zeit vergangen ist. Der Übergang des Lorschers Klosters und Gebiets an Mainz im Jahre 1232 ist die Zäsur: von da an ist Lorsch nur noch ein Dach für ein paar kleine Konvente; die Geschichte der Reichsabtei mit den über hundert Mönchen der Blütezeit und den rund fünftausend Ländereien zwischen Nordsee und Alpen ist zu Ende. Mehr als ein halbes Jahrtausend umspannt diese Geschichte, sie umschließt den Aufstieg der Karolinger, die Herrschaft Karls des Großen, die Teilung seines Reiches unter den Söhnen Ludwigs des Frommen und die Anfänge Deutschlands unter den Ottonen und Saliern. Ludwig der Deutsche, in dessen Politik zuerst »der Begriff Germania wirksam geworden ist« (G. Tellenbach), wurde, wie sein Sohn Ludwig der Jüngere, in Lorsch begraben. Aber auch der Bayernherzog Tassilo starb hier, nach seiner Absetzung und Verzichtleistung, als Laienbruder im Jahr 797. Die Gründer und Schenker hatten bei der Wahl des Orts nicht nur das mächtige Fulda im Blick, dem Lorsch Konkurrenz machen sollte, sondern auch die Verkehrswege nach Bayern, dessen reiche agilolfingische Klostergründungen dem Frankenreich in dieser Zeit wie eine reife Frucht in den Schoß fallen sollten.

Kultur

Lorsch war reich. Schon bei der Steuereinstufung im Jahr 817 überflügelte es das ältere Fulda. Die ökonomische Prosperität und Liberalität kam den Künsten und Wissenschaften zugute: Bauwerke, Büchersammlungen, Elfenbeinkunst, Wand- und Buchmalerei, dazu die Stellung als Vorort der Reichshistorie, die freilich bald verloren ging, rückten die Abtei an geistiger Ausstrahlung unmittelbar neben die Reichenau, St. Gallen, Weißenburg und Fulda.

Wir sind gewohnt, die Klöster der Spätantike und des frühen Mittelalters und ihre Bewohner vorwiegend als Überlieferer des antiken Bildungsgutes zu sehen: in ihren Schreibstuben sammelt sich das schmal gewordene Rinnsal antiker Literatur und Erziehung, reduziert auf das christlich-propädeutisch Verwendbare aus den Schriften der Dichter und Philosophen und auf die pädagogische Not-Ration der *septem artes*. Ganz ungefähr stimmt dieses Bild. Doch die bewahrende Zuwendung der Christen zu den antiken Schätzen war nichts Selbstverständliches. Wenn schon die heidnische Antike Verfinsterung, radikale Kulturkritik und philosophische Weltflucht kannte – was lag näher, als daß die Christen ihrerseits den Protest gegen die Zeit weitertrieben bis zur völligen Entwertung der Welt? Ansätze gab es genug, zumal im frühen Mönchtum. Nur wenig hätte gefehlt und das weite Feld von Praxis und Poiesis wäre unter dem Ansturm des platonischen »Ontozentrismus« (W. Dilthey) und des christlichen »Gott und die Seele« ins Leere versunken. Erst die theologischen Notbrücken der Väter stellten die abgebrochene Verbindung wieder her. Die *Bibelrhetorik* stilisierte die Heiligen Schriften zu Sprachkunstwerken – also durfte es dem Christen nicht verboten sein, gut zu reden und zu schreiben und Gutgeschriebenes zu überliefern. Die Theorie der *spolia Aegyptiorum* lieferte eine zusätzliche theologische Legitimation: wie die Juden bei ihrer Flucht aus Ägypten Gold und Silber der Ägypter mitnahmen, so sollte auch der christliche Gelehrte den Heiden ihre Schätze entreißen und sie zur Verkündigung des Evangeliums gebrauchen. Freilich, so meint Augustin, auch wer Ägypten reich verläßt, kann doch nicht gerettet werden, wenn er sein Paschamahl nicht gehalten hat. Wissenschaft und Bildung sind also kein Selbstzweck, sie sind neutrale Güter; über ihren Wert entscheidet der richtige Gebrauch.

Als Lorsch gegründet wird, liegen diese Kämpfe schon zurück. Man hat unterscheiden gelernt. Der Glaube hat sich mit den *litterae* eingelassen. Wie anders wäre er zu überliefern gewesen! Es ziemt sich für den Christen, so die allgemeine Überzeugung, nicht nur weise, sondern auch beredt zu sein. Wenn trunkene Lehrer den Wein des Irrglaubens ausschenken, muß man deswegen die Worte nicht anklagen. So werden die antiken Schriften, wo man ihrer habhaft werden kann, gelesen, überliefert, abgeschrieben. Die Lorscher Texte, heute zerstreut zwischen Rom, Wien, Heidelberg und München, enthalten als Kostbarkeiten die fünf letzten Bücher des Livius, einen Teil des Ammianus Marcellinus, die älteste Handschrift des Historikers Florus, eine gleichfalls alte Virgilhandschrift (leider verloren). Christliche Zeugen treten hinzu: ein Martyriologium, eine berühmte Inschriftensammlung aus römischen Kirchen, eine in Lorsch geschriebene Litanei. Und dann setzen schon die Franken ein, mittellateinisch redend mit ungelenker Zunge, an der Spitze Gregor von Tours der Staatshistoriograph. Nur wenig ist geblieben von der Bibliothek, die einst, nach dem Urteil Sebastian Münsters, die herrlichste in

Deutschland war. Nach Heidelberg verschlagen, kam der größte Teil durch Tilly nach Rom – entging dadurch freilich auch der Zerstörung Heidelbergs im Jahre 1689. Manche Schätze sind aber auch schon zu Lebzeiten der Reichsabtei getilgt worden, so die im Auftrag Karls des Großen angelegte Sammlung althochdeutscher Texte, die der Verbrennungsaktion Ludwigs des Frommen zum Opfer fiel. Nur das zauberhafte »sizi sizi bina, indot dir sancte Maria«, der Lorscher Bienensegen, summt und tönt noch leise durch die frühe Geschichte unserer Literatur.

Noch weniger kann sich der heutige Betrachter ein Bild der Basilika und der ausgedehnten Klosterbauten machen. Zu gering sind die Reste, zu viel muß die Phantasie ergänzen; es ergeht einem wie in Cluny, wenn man, umgeben von zerfallenden Fragmenten in einer Stadt, die einst eine einzige riesige Kirche war, im *Musée Ochier* die sorgfältigen Rekonstruktionen von John Kenneth Conant auf sich wirken läßt – der Abstand ist zu groß. Und in Lorsch ist noch weniger erhalten als in Cluny, im Grund nur ein Stück der Vorkirche, eine Zehntscheune aus viel späterer Zeit, Baureste der Fundamente und endlich – als einziges völlig erhaltenes Glanzstück – die Königshalle. Man ermißt die Leistung Friedrich Behns und seiner Nachfolger, die den archäologischen Bestand inzwischen so erschlossen haben, daß man wenigstens die mächtige Ausdehnung dieser ältesten großen Klosterkirche auf dem rechten Rheinufer nachvollziehen kann. Die Königshalle, eine der »wichtigsten Inkunabeln deutscher Baukunst« (G. Dehio), ein zweigeschossiges, unten in dreijochigen Arkaden geöffnetes Bauwerk, ist nach Ost und West mit roten und weißen Sandsteinplatten prächtig verkleidet – eine germanische Antike wie Aachen und Ottmarsheim. Im Obergeschoß ist auf der einen Seite karolingische Architekturmalerei freigelegt worden, daneben stehen gotische Wandbilder aus dem vierzehnten Jahrhundert: Passion und Himmelfahrt Christi, die Krönung Mariens im Himmel, musizierende und singende Engel von einem blaßblauen sternübersäten Himmel.

Wirkung

Die geschichtliche Wirkung Lorsch's ist schwer meßbar. Gewiß, man weiß: hier ist Schule gehalten, sind Priester ausgebildet worden, Annalen wurden geschrieben, Texte überliefert und ausgelegt. Herrscher gingen aus und ein. Aber nicht einmal der Anteil an der Missionierung des Gebiets steht fest. Folgt man Friedrich Knöpp, so hat Lorsch nicht unmittelbar das Christentum in die Gegend gebracht, »Der Benediktinerorden steht hierin den hochmittelalterlichen Orden mit ihrer werbenden Kraft nicht gleich. Hier ist das fürbittende Gebet und das Gotteslob alles.«

Gerade die leisen Wirkungen, die von den Klöstern ausgingen, entziehen sich einer schematischen Beschreibung. Und doch darf man annehmen, daß die Einflüsse kirchlicher Erziehung, vielfältig sich wiederholend durch Predigt, Liturgie und gemeinschaftliches Leben, unmerklich den Geist der Menschen geformt haben. Sicher haben sie tiefere Spuren hinterlassen als die bewegten äußeren Vorgänge, die Kämpfe und Friedensschlüsse zwischen Kirche und weltlicher Herrschaft. Inmitten des Aufstiegs der partikularen und feudalen Kräfte, der in vielen Teilen Europas dem Zusammenbruch des karolingischen Imperiums folgte, blieb die Kirche der mächtigste Faktor der geistigen Einheit und des sozialen Zusammenhalts. Glaubenslehre und Klosterbildung, ineins mit dem Beispiel christlicher Lebensformen, durchdrangen die mehr und mehr sich differenzierenden lokalen herrschaftlichen Gebilde – eine Historisierung der Kirche in örtlichen Herrschaftsverhältnissen, aus der eine neue Intimität des religiösen Lebens erwuchs. In berühmten Worten hat Karl Friedrich Eichhorn am Ende seiner Schilderung des feudalen Rechtssystems diese Wirkung des verbindenden Glaubens innerhalb der Vielfalt kleiner und kleinster politischer Einheiten gewürdigt: »So aufgelöst aber auch eine Nation mit diesem Systeme der Verfassung, so zersplittert ihre Kraft in eine Menge von einzelnen kleineren und größeren Gesellschaften mit verschiedenem Rechte und verschiedenem Interesse beim ersten Anblick zu seyn scheint, so wurde sie doch durch Übereinstimmung der Sitten, Meinungen und besonders durch Einheit des Glaubens zu einem wahrhaft organischen Ganzen gebildet und dadurch auch äußerlich zusammengehalten.«

Über der Vielfalt hierarchischer Rangstufen, der Pracht und dem Stolz der Mächtigen hält die kirchliche Predigt und Erziehung den Gedanken der evangelischen Gleichheit wach. Er wird im hohen und späten Mittelalter zum Ferment einer Neugestaltung der Gesellschaft. In den Totentanzdarstellungen malt sich diese Zeit das Gegenbild ihrer purpurn-hochmütig einerschreitenden ständischen Ehren und Würden. Der große Rollentausch am Jüngsten Tag ist ein Leitmotiv in der Predigt der Bettelmönche. Lorsch liegt lange vor dem Durchbruch dieser Bewegung, aber wir dürfen annehmen, daß die Melodie des »*Media vita in morte sumus*« hier ebenso erklang wie in St. Gallen und auf der Reichenau – die Botschaft der Vergänglichkeit mitten in einem Zeitalter aristokratisch-höfischer Klosterkultur. Ergreifend sagt es der Dichter der Lorsch Rätzel in schwerfälligen Versen über den Menschen *von Gott und aus Erde geboren*:

Usque quo mortalis claudantur tempora vitae,
 Abditus exspectum sub morte novissima fata,
 Per genitorem iterum recreandus in ordine primo
 in regione poli aut mortis sine fine manendus.

Zu deutsch in der Übersetzung von K. J. Minst:

Jäh sind geschlossen die Tore der Zeiten vergangenen Lebens,
 Unter dem Zwange des Todes erwart' ich mein künftiges Schicksal,
 Harre des Vaters, der wieder, wie einst, mich aufs neue erwecke,
 Daß ich im Himmel, vielleicht auch im Tode in Ewigkeit bleibe.

Gegenwart

Gedenktage sind Verlegenheiten. Dies gilt doppelt, wenn sie so weit zurückreichen wie im Falle Lorsch. Bedeutet die Zwölfhundert-Jahr-Feier der Basilika für uns heutige Deutsche noch etwas – und was? Zu Zeiten von Theodor Heuss wäre noch kein Anlaß für diese Frage gewesen – man lese nur »Von Ort zu Ort« und die »Großen Deutschen«. Seither ist das Geschichtsbewußtsein geschrumpft – oben wie unten, bei den Regierenden wie in den Schulen. Lorsch liegt in Hessen. Von den Hessischen Rahmenrichtlinien für Gesellschaftslehre (in der dort die Geschichte aufgegangen ist) führt kein Weg zu den mittelalterlichen Fundamenten unserer Gegenwart. Im Dunst des Progressiv-Provinziellen verliert Geschichte ihre Atemluft.

Kein Zweifel: Lorsch bereitet Schwierigkeiten. Die Zeit ungebrochener Einheit, ja Verschmelzung des Politischen und des Kirchlichen, wie sie hier entgegentritt, ist nicht mehr die unsere. Staunend und mit leisem Zweifel stehen wir vor Königssälen in Klöstern, verwundert hören wir von gefürsteten Stiften mit Königen als Protektoren. Der kräftige Griff von Geistlichen ins Weltliche befremdet ein Zeitalter, das die Kirche längst ins Spirituelle abgedrängt hat – obwohl es gelegentlich, in Krisenzeiten, Rückversicherungen und ein moralisches Wächter- und Abwehramt ihr abverlangt. Daß in einem Kloster der Anbetung und des Gotteslobes zugleich das Herz eines Imperiums schlug, ist unserem Fühlen ferngerückt.

Und doch ist dies alles im Falle Lorsch so selbstverständlich wie aus der Zeit erklärlich – wenn man nur hört und aufnimmt, was die Steine reden, und die Vergangenheit nicht vor die Schranken der Gegenwart lädt. Es ist ja nicht so, als hätte sich Kirche hier listig den Mächtigen verbunden, um zu herrschen: in der Ohnmacht einer Klosterzelle in der Einöde begründete sie menschliches Zusammenleben in einer Zeit der Wirrnis – ein Akt der Sammlung, mächtig und ohnmächtig zugleich. Und auch die Mächtigen suchten sich nicht einfach in Hausklöstern und Hausheiligen eine rechtfertigende Ideologie ihres Tuns: sie glaubten, was sie verehrten, sie banden sich an ein Versprechen, das ihre Lebenszeit, den Radius der Macht weit überstieg – mächtig und ohnmächtig in ihrem Tun auch sie. Lorsch war ein Baustein der Ordnung in einer Zeit der Wirrnis und des Aufbruchs. Es setzte frei, indem

es band. Die äußerste Versenkung korrespondierte hier dem kräftigsten Tun, und umgekehrt: alle Aktivitäten kehrten täglich in Stille und Nachdenklichkeit zurück. Dies ist, ganz unpolitisch und unhistorisch, die Gegenwart von Lorsch in unserer Zeit.

Im Jahre 1906 schrieb Rudolf Borchardt: »Unsere heiligen Städte werden vielleicht schon nicht mehr unsere Söhne, gewiß nicht mehr unsere Enkel sehen. Kann sein, ich gehe durch Worms als sein letzter Beschreiber, wie Strabo durch Korinth . . .« Das klingt abschiednehmend, als sei Vergangenes endgültig vergangen. Aber Lorsch ist gegenwärtig und keine Ruine, es steht sicher in der Gegenwart wie der benachbarte Wormser Dom, den Borchardt sah »wie in den lebenslosen Saphir (des Himmels) geschnitten, ohne jede Wahrscheinlichkeit – ein großes Jenseits«.